

zialen Folgen sind dann nicht selten Stress, Nervosität und Burn-out. Die Autorin hat zwar viele einschlägige Diagnosen zur gesellschaftlichen Beschleunigung rezipiert (Borscheid, Flusser, Geißler, Levine, Rosa, Sennett, Virilio), aber einen Rückgriff auf die – im engeren Sinne – kommunikationswissenschaftliche Zeitforschung sucht man vergebens. So bleibt etwa die zentrale Bedeutung der Periodizität für die „Aufmerksamkeitskultur“ unbeachtet.

Der zweite Teil liefert Beiträge zu den Veränderungen unseres Verhältnisses zum Raum. Udo Thiedeke geht von einem soziologischen Raumbegriff aus, bei dem die gesellschaftliche Bedeutung kommunikativ hergestellt wird. Mit Berufung auf Niklas Luhmann versteht er die Medien als „sozio-technische Sinnmechanismen“, die die Aufmerksamkeit steuern und die Kommunikationserwartungen prägen. Das Erkenntnisinteresse des Autors konzentriert sich insbesondere auf „Exklusionsräume“, die sich mittels Computerprogrammen sowie in Blogs, Chats, Wikis und Online-Games eröffnen.

Weitere Aufsätze nehmen Computerspiele, das Mobiltelefon und virtuelle Umgebungen ins Visier. In einem von der DFG geförderten psychologischen Experiment mit Studierenden der Universität Gießen wurde getestet, welche Hilfsmittel sich am besten zum Lernen einer Route eignen. Traditionelle Instrumente wie Karten und Wegbeschreibungen erwiesen sich dabei als effektiver als virtuelle Methoden. Das dürfte jene Zeitgenossen freuen, die ihr Navigationsgerät gern als „Depp“ bezeichnen.

Der Projektbericht der Giessener Forschungsgruppe ist leider – so wie manche andere Beiträge des Bandes auch – in einem schwer verdaulichen Fachchinesisch verfasst. Sollte man nicht gerade von „Kognitionspsychologen“ auch Vermittlungskompetenz erwarten können? Im Übrigen scheint sich das Forschungsinteresse ausschließlich in Richtung der virtuellen Räume zu entwickeln – das „real live“ gerät dabei immer mehr aus dem Blick.

Das gilt auch für den dritten Teil des Bandes, der sich mit „medialen Raum-Zeit-Modulationen“ befasst. Die Beiträge untersuchen die Einflüsse von Film und Online-Medien auf die Wahrnehmung von Zeit und Raum, das Phänomen des Musik-Remix als neuer Form medialer Produktion sowie den Computer als „Beziehungskiste“, will sagen: die Dating-Websites als Partnervermittler.

Die Herausgeber charakterisieren den Band „als Sammlung von theoretisch fundierten Diagnosen, die aus verschiedenen Disziplinen, Fächern und Schwerpunkten stammen und die Vielfalt möglicher Perspektiven auf das Ver-

hältnis von Raum, Zeit und Medienbildung aufzeigen oder zumindest anzeigen sollen“ (S. 14). Herausgekommen ist ein Panoptikum, das zwar viele Aspekte und manche erhellende Einsichten bereithält, aber über weite Strecken nur ein heterogenes Allerlei bietet und dem modischen Mainstream folgt.

Zu bedauern ist, dass die publizistik- und kommunikationswissenschaftlichen Forschungserträge weitgehend ignoriert werden. Exakt hundert Jahre nach der Formulierung des sog. „Komplementaritätsgesetzes“ durch Wolfgang Riepl ist daran zu erinnern, dass nach wie vor neben den „neuen“ auch die „alten“ Medien mit ihren ganz anderen Zeit- und Raum-Modulationen existieren. Es bleibt zu empfehlen, hier schlicht die aktuellen Ergebnisse der Mediennutzungsforschung zur Kenntnis zu nehmen.

Walter Hömberg

**Philipp Dreesen / Łukasz Kumięga /
Constanze Spieß (Hrsg.)**

Mediendiskursanalyse

Diskurse – Dispositive – Medien – Macht

Wiesbaden: Springer VS, 2012. – 252 S.

ISBN 978-3-531-17412-9 P

Die vorliegende Publikation ist in bestem Sinne ein „Werkstatt“-Band: Den Autoren und Autorinnen geht es nicht um die Präsentation „fertiger“ Forschungsergebnisse, sondern um *Beiträge* zu einem interdisziplinären Forschungsfeld. Sie fragen nach den komplexen Bezügen von Macht und Medien, indem sie diese unter der Perspektive einer an Foucault orientierten Diskursanalyse sowohl empirisch wie theoretisch untersuchen. Vorauszuschicken ist, dass viele Beiträger Sprachwissenschaftler sind bzw. Diskursanalyse eher unter einer linguistischen Perspektive betreiben. Das zeigt sich nicht zuletzt in der Gliederung des Bandes: Während im ersten Teil theoretische Überlegungen zum Thema vorgestellt werden (Łukasz Kumięga) und Tim Karis), werden im zweiten Teil zu „Grenzen und Erweiterungen der Diskursanalyse“ sowohl von Constanze Spieß wie von Philipp Dreesen diskurslinguistische Analysen vorgestellt. Der dritte Teil ist Fallstudien vorbehalten, in denen fünf Beispiele für Möglichkeiten einer Mediendiskursanalyse vorgestellt werden, denen konzeptionelle Überlegungen vorangestellt sind.

In ihrer Einführung betonen die drei Herausgeber, dass der Unterschied des Diskursbegriffs bei Foucault zu anderen ist, dass dieser

sowohl eine theoretische Forschungsperspektive als auch einen methodischen Zugang zu einem in der Regel heterogenem Material darstellt. Während in verschiedenen Disziplinen die theoretischen wie methodischen Überlegungen erprobt und erweitert wurden, seien die Begriffe von Dispositiv/Diskurs, Macht und Medialität/Medium noch nicht ausreichend in Beziehung gesetzt worden.

Die Beiträge des Bandes zeigen – wenngleich in sehr unterschiedlicher Weise – wie fruchtbar dies für die Untersuchung von Medien gemacht werden kann. Da es unmöglich ist, die einzelnen Aufsätze zu referieren und zu diskutieren, beschränke ich mich auf die zentralen, die Beiträge verbindenden Begriffe Dispositiv und Macht.

Dispositiv: Foucault selber hat eine sehr knappe Definition des Dispositivbegriffs gegeben, in der ein das Dispositiv als ein Netz von heterogenen Elementen begrift, die „Gesagtes wie Ungesagtes“ (Foucault 1978: 119, hier Kumięga: 29) umfassen. Diese durchaus diffuse Definition regte ForscherInnen an, nach der Abgrenzung von diskursiven und nicht-diskursiven Praxen zu fragen. In den Medien- und Kommunikationswissenschaften wurde das u. a. fruchtbar gemacht, indem man einzelne Medien als Dispositiv begrift, so etwa Markus Stauff für das Fernsehen (2005). Kumięga sieht als besonders fruchtbar die Unterscheidung von Makro- bzw. Gesamtdispositiven und Mikro- oder Hilfsdispositiven an. Das verlagert den Fokus auf das Einzelmedium hin zu einer Perspektive, dass Medien generell in strategische Machtmechanismen einbezogen sind, die in verschiedenen kulturellen und sozialen Praxisfeldern wirksam sind. Daraus folgt dreierlei: 1. Die Verabschiedung der Vorstellung der Eigenlogik der Medien, 2. Die Perspektive auf die Medienensembles und den Wechselwirkungen zwischen Gesellschaft und Medien, 3. Die Untersuchung der Beziehungen zwischen den Mikro- und Makrodispositiven.

In den empirischen Studien werden unterschiedliche Zugänge zum Dispositiv vorgestellt, traditioneller etwa beim Sexualitäts- und Geschlechtsdispositiv (Annette S. Gille) am Beispiel des Reality-TVs, wobei Gille deutlich macht, dass Dispositive historisch sind und daher flexibel auf gesellschaftliche Veränderungen reagieren. Britta Hoffarth beschreibt anhand konzeptioneller Überlegungen über die Konstruktion des Subjekts das Web 2.0 als Dispositiv. Sie macht deutlich, dass in den kulturellen Praktiken, die das Netz abverlangt, die Technologien des Selbst zu erkennen sind. Philipp Dreesen hingegen zeigt, dass aus seiner diskurslinguistischen Analyse der Dispositivbegriff

nicht weiterführend ist, da diese durchaus die Medialität bzw. Materialität der Aussagen einbeziehe. Konstanze Spieß wiederum betont die Relationalität der Diskurse, was aber m. E. die Abgrenzung zum Dispositiv recht schwierig macht. Inwieweit sie den Begriff der Öffentlichkeit als Bedingung und Merkmal politischer Kommunikation hier als Dispositiv einführen will, scheint mir nicht ganz klar.

Macht: Tim Karis bringt in seinem sehr anregenden und klar formulierten Beitrag Luhmann und Foucault miteinander ins Gespräch: Ausgehend vom Foucaultschen Machtverständnis versteht Karis Macht als produktiv, nicht repressiv, sie ist diskursiv und produziert Wirklichkeit. Er schlägt vor, die Macht der Medien als Möglichkeit zu begreifen, Sagbarkeiten zu produzieren. Im Sinne des von Foucault erst spät entwickelten Begriffs der Gouvernamentalität sind Medien als Teil der Regierungstechnologien zu begreifen, somit eben nicht als repressive Medienmacht, sondern als Ensemble von diskursiven Praktiken. Karis schlägt vor, in der Produktivität der Massenmedien ihre Macht zu sehen, wobei er eine Umdeutung der von Luhmann konstatierten Machtferne vorschlägt. Diese Produktivität entstehe aus der inhärenten Notwendigkeit der Massenmedien, „Neues“ zu produzieren, denn nur so könnten sie die Gegenstände, über die geredet werde, herstellen. Begründet wird dies aus der prinzipiellen Differenz zwischen Massenmedien und Gesellschaft. Zu fragen ist, ob dieses Neue nicht ebenfalls eine normative Setzung von Karis bzw. von Luhmann ist, bzw. ob das Dispositiv nicht gerade, wie Karis es dann vorschlägt, ermöglicht, mediale Diskurse nicht nur im „System“ der Massenmedien sondern in Relationen mit anderen Akteuren/Institutionen/Feldern zu untersuchen. In diesem Netz des Dispositivs würde die Produktivität von Macht in ihren Verflechtungen, in denen die Medien nur ein wichtiger Akteur wären, deutlich. So könnten beispielsweise Vergemeinschaftungsprozesse sowohl als intentional (top down) als auch als Aneignungsprozesse (bottom up) analysiert werden.

Der Beitrag von Kati Kauppinen greift die Frage der Regierungstechnologien am Beispiel der *Cosmopolitan* Deutschland auf und analysiert die neoliberalen Konstruktionen der Zeitschrift, die sich vorwiegend an Frauen richtet. Anzumerken ist, dass Kauppinen die medialen Diskurse in der Zeitschrift um die Hervorbringung der Subjects of Risks zeigt, nicht aber, ob und wie sich Aneignungsprozesse abbilden.

Auffällig ist, wie textzentriert die meisten Beiträge sind: Eine Ausnahme stellt allein der

Beitrag von Roman Opilowski dar, der eine linguistische Analyse von Bild und Text anhand von Werbung vorlegt. Eine andere fruchtbare Forschungsrichtung stellt Waldemar Czachur vor, der nach kulturspezifischen Ausprägungen von diskursiven Strategien am Beispiel Polens und Deutschlands zum Gaskonflikt von 2009 fragt. Czachur ersetzt quasi den Dispositivbegriff mit Kultur, ohne das zu begründen.

Der Band bietet einen spannenden Einblick in den Komplex Medien, Diskurs, Dispositiv, Macht. Die Herausforderung für weitere Denkbewegungen besteht zum einen in der Erweiterung des Materials um Bilder und Klang, zum anderen aber in der weiteren Reflektion über das Verhältnis von Dispositiv und Diskurs. Die Frage, die die diskursanalytisch arbeitenden Forscher und Forscherinnen immer noch umtreibt, ist die nach dem Verhältnis von Diskursivität und dem „anderen“ (Reiner Keller), bzw. nach einer Differenz zwischen diskursiven und nicht-diskursiven Praxen. In einer radikalen Zuspitzung, die Achim Landwehr vorschlägt, gib es kein Außerhalb des Diskurses, wobei er damit Sprachliches und Nichtsprachliches einschließt.¹ Zugleich aber scheint gerade, wenn es um Medien als Untersuchungsgegenstand geht, die Vorstellung des Dispositivs fruchtbar, eben weil hierdurch sowohl die Produktivität der Macht beschrieben werden als auch die bisherige Bipolarität von „Medienmacht“ aufgelöst werden kann. Des Weiteren bedeutet die Historisierung des Dispositivs eine Möglichkeit, die Transformation von den Produktionen der Ordnung des Diskurses zu untersuchen und so die Veränderungen der Formationsregeln genauer zu beschreiben.

Inge Marszolek

**Jörg Hagenah / Heiner Meulemann (Hrsg.)
Mediatisierung der Gesellschaft?**

Berlin: LIT, 2012. – 314 S.

ISBN 978-3-643-11594-2

Sammelbandbesprechungen sind immer ungerrecht. Die größte Ungerechtigkeit dabei ist die Verkürzung theoretischer Argumente oder empirischer Befunde auf wenige Zeilen. Der von Natur aus ungerechte Sammelbandrezensent muss zwischen zwei Übeln wählen: Entweder er reduziert die Komplexität aller Beiträge auf wenige Worte, um entgegen besseren Wissens es doch allen Recht machen zu wollen, oder er

adelt ausgewählte Beiträge durch ausführliche Besprechung, während der Rest zur Randnotiz gerät oder gleich ganz ignoriert wird. Der Vollständigkeit verpflichtete Sammelbandrezensenten werden es zudem nicht versäumen, an irgendeiner Stelle die Leistung der Herausgeber arg verkürzt zu würdigen.

Heiner Meulemann und Jörg Hagenah von der Universität zu Köln haben im November 2010 im Rahmen ihres DFG-Projekts „Neue Rundfunkangebote und alte Gewohnheiten“ eine Tagung mit dem Titel „Mediatisierung der Gesellschaft? Mediensoziologische Forschung in vergleichender Perspektive“ ausgerichtet. Ausgewählte Beiträge der Tagung sind im Sammelband dokumentiert. Nach einem Vorwort der Herausgeber leitet ein Beitrag von Friedrich Krotz das Buch ein. Nichts liegt natürlich näher, als Krotz die theoretische Einführung zu überlassen – zumal er eine von drei Keynotes auf der Tagung gehalten hat. Nur wer überhaupt nicht mit dem Mediatisierungsbegriff von Krotz vertraut ist, dürfte diese langatmige deutsche Fassung seines pointiert geschriebenen Kurzaufsatzes „The meta-process of ‘mediatization’ as a conceptual frame“ (2007) mit Gewinn lesen. Mediatisierung, so Krotz, sei als ein Metaprozess zu verstehen, ähnlich wie die Globalisierung oder Individualisierung. Dieser Metaprozess kennzeichnet den fortwährenden „Wandel von Kommunikation“ (S. 37) in der Gesellschaft.

Der zweite, rein theoretische Beitrag über Netzöffentlichkeit stammt von Norbert Schneider, der im Internet trotz zunehmender Reichweite kein Leitmedium erkennen mag, das einer Regulierung vorherrschender Meinungsmacht bedarf. Vielmehr sorgen den ehemaligen Medienaufseher – lange vor Bekanntwerden der NSA-Affäre – die „Kontrollure, die niemand kontrolliert“ (S. 52).

Beim Lesen fällt auf, dass die im Band dokumentierten Studien, denen fast allen entweder MA- oder andere Sekundärdaten zugrunde liegen, meist nur ein paar pflichtschuldige Referenzen zum Mediatisierungsdiskurs enthalten. Überrascht hat mich, wie leichtfertig die Autoren immer wieder in einem Satz über Mediatisierung und Medialisierung schreiben. Für Marco Dohle und Gerhard Vowe sind dies offenbar nur „Begriffsvarianten“ (S. 277), was der hart geführten begriffstheoretischen Debatte sicherlich nicht gerecht wird und eingefleischten

1 Landwehr, Achim (2010): Abschließende Betrachtungen: Kreuzungen, Wiederholungen, Irritationen, Konflikte, in: Ders. (Hrsg.), *Diskursiver Wandel*. Wiesbaden, S. 383.